

Rede zum 60. Jahrestag der Gründung der EKHN

von Kirchenpräsident Prof. Dr. Peter Steinacker

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau besteht als organisierte Kirche am 1. Oktober 2007 60 Jahre. Als Kirche Jesu Christi allerdings blickt sie gemeinsam mit der Christenheit in der Ökumene auf eine 2000jährige Geschichte zurück. Dies mit aller Klarheit und Deutlichkeit heute auszusprechen, gebieten vor allem anderen die wenig ermutigenden Äußerungen der vatikanischen Leitungsgremien unserer römisch-katholischen Schwesterkirche der letzten Monate. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Lehmann, für dessen brüderliche Kooperation in all den Jahren meiner Amtszeit und der meiner Vorgänger ich dankbar bin, hat sich im Eröffnungsreferat der diesjährigen Zusammenkunft der römisch-katholischen Bischöfe diplomatisch aber mit deutlichen Untertönen gegen eine verengte Interpretation der entscheidenden Konzilstexte durch die römische Kurie gewandt. Die Texte zur Lehre von der Kirche und zur Ökumene hatte das Konzil als Beginn eines neuen Nachdenkens und als einen Anstoß verstanden, dass das Volk Gottes auf seinem Weg brauchte, um die Trennung der Kirchen zu überwinden. Die gleichen Texte werden nun aus abgrenzender Perspektive verstanden und das verändert sie sofort. Selbstverständlich brauchen wir den Vatikan nicht, um zu glauben, dass wir wahre Kirche sind. Dennoch schmerzt das, denn wir waren schon weiter. Der Magdeburger katholische Bischof Feige hat auf seiner Homepage in einem offen Brief an die evangelischen Christen folgendes geschrieben: „Leider ist wieder Salz in eine offene Wunde gestreut worden; warum schon wieder und warum gerade jetzt, bleibt auch mir verborgen.“ Ähnlich hat sich der Bischof in Fulda Algermissen geäußert. Und an der Basis sieht es doch ganz anders aus.

Kardinal Lehmann verweist auf die gemeinsam erarbeiteten Texte zum 450. Jubiläum der Augsburger Konfession, die gerade in der umstrittenen Frage der Bedeutung des kirchlichen Amtes für das Kirchesein der Kirche einen Lösungsweg vorgeschlagen habe, der die Engführungen der beiden Konfessionen öffne. Das ist ein guter Hinweis, zumal unsere Kirche durch einen Synodenbeschluss alle Ergebnisse der Kommission „Lehrverurteilungen - Kirchen trennend?“ schon vor Jahren ratifiziert hat. Leider fehlt die Anerkennung dieser Dokumente von Seiten der römischen Kurie, ja ich habe den Eindruck, dass man sich damit bis heute nicht ernsthaft beschäftigt hat. Der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Huber, hat gegenüber den Formulierungen des Dokuments der Glaubenskongregation vom 10. Juli 2007 und auch jetzt in Sibiu bei der ökumenischen Versammlung auf die 1500 Jahre gemeinsame Geschichte hingewiesen, die wir mit der römisch-katholischen und den orthodoxen Kirchen gemeinsam haben. Dieser gemeinsame Schatz ist kostbar und wertvoll. Huber hat am 25. August 2007 scharf, aber treffend formuliert: „Die evangelische Kirche ist die katholische Kirche, die durch die Reformation hindurchgegangen ist.“ Das ist nicht nur weltweite Kirchenpolitik. Auch 60 Jahre nach dem organisatorischen Zusammenschluss der drei zuvor selbständigen Kirchen im Herzogtum Nassau, im Großherzogtum Hessen sowie

in der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau ist es geboten, sich daran zu erinnern, dass auch unsere Kirche Teil dieser 2000jährigen Geschichte ist – und dass Unterschiede, Verschiedenheiten und Differenzen der konfessionellen Überlieferungsgestalten des Glaubens keine kirchentrennende Gewalt mehr haben müssen. So wichtig die Konfessionen als Grundverständnisse des Glaubens sind. Die EKHN wird daher auch in Zukunft so ökumenisch offen und selbstbewusst evangelisch sein, wie sie es von ihrer organisatorischen Gründungszeit bis heute gewesen ist. Sie weiß sich eingebunden in die Früchte des Heiligen Geistes, die bis an die Enden der Erde blühen, und wendet sich in aller Demut aber auch aus Gottvertrauen selbstbewusst der Verheißung zu, dass Christus seine Kirche erhalten wird bis ans Ende der Welt. Einheit in versöhnter Verschiedenheit ist und bleibt unsere Zielsetzung, die sich am Neuen Testament orientiert. Dabei wissen wir sehr genau zu unterscheiden zwischen der Einheit, die allein in Gottes Hand liegt, und der Einheit, auf die hin wir in theologischer wie in organisatorischer Hinsicht, in Verantwortung vor Gott und den Menschen, mit allen Risiken des Irrtums Kirche bauen können, sollen und dürfen.

Ja, es gibt auch in der Kirche das Risiko des Irrtums. So ist der Vereinigung unserer drei Gründungskirchen ein von den Nazis erzwungener Vereinigungsprozess vorangegangen. Von 1934 bis 1945 bestand unsere Kirche quasi schon einmal, mit nur leicht variiertem Namen. Nicht die Vereinigung ist dabei das Problem sondern deren völkische Grundorientierung und das Führerprinzip. Und selbstverständlich stellt sich die Frage, ob es zu dieser Kirche nicht nur eine historische Kontinuität sondern auch ein sachliches Verhältnis gegeben hat. Denn wie die Bundesrepublik insgesamt, hat auch unsere Kirche nach 1945 nicht bei Null angefangen, sondern, zumal personell z.B. in der Pfarrerschaft, in weiten Teilen auf die Menschen zurückgegriffen, die schon zur Zeit des NS-Regimes in ihr arbeiteten – zum Teil ganz offen auf der Seite der Deutschen Christen. Selbst Martin Niemöller hat, wie wir heute wissen, den einen oder anderen Pfarrer ins Amt geholt, der wegen der Identifikation mit den Zielen der Nazis oder mit ihnen kollaborierend höchst belastet war. Aber die Gründungsväter unserer Kirche haben 1945 – trotz aller Kämpfe um die theologische und kirchenpolitische Ausrichtung in den Anfängen – ganz bewusst die erzwungene Vereinigung gelöst und sich nur in Arbeitsgemeinschaften verbunden. Insofern hat unsere EKHN zur evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen zwar eine historische Kontinuität aber kein wirklich sachliches Verhältnis. Dennoch war es pragmatisch richtig, die Trennung der hessischen Kirchen aufzuheben. Denn ihre Grenzen waren nicht mehr theologisch legitimiert, seit das landeskirchliche Kirchenregiment aufgehoben war, seit 1918/9, sondern nur noch anachronistisches Abbild der politischen Resultate des Wiener Kongresses der nach-napoleonischen Ära. Und so kam es nunmehr auf freiwilliger Basis und auf der Grundlage einer gänzlich anderen Ordnung zur Gründung der EKHN auf der Friedberger Verfassungsgebenden Synode vom 30. September bis 1. Oktober 1947.

Die Synode hatte sich selbst eine Zeit des Zusammenwachsens eingeräumt – und wir können heute sagen: Die EKHN ist nun eine Einheit verschiedener Regionen geworden, deren Zusammenhalt von niemandem in Frage gestellt wird. Aber es war nicht immer einfach. Die EKHN ist daher seit ihrer Gründungszeit geübt im Abwägen der Interessen der Regionen und der Gesamtkirche. Die Balance zwischen zentrifugalen und zentripetalen

Kräften und Vorstellungen zu halten, ist nicht immer einfach, erfordert Durchsetzungsvermögen, Augenmaß und das, was den Umgang miteinander in der Kirche von allen in anderen Organisationen unterscheiden sollte: nämlich beim Verfolgen der eigenen Interessen die Interessen der anderen mit im Blick zu haben. Daran fehlt es uns bisweilen, ja bisweilen so sehr, dass Menschen, Christinnen und Christen aus Unternehmen und anderen weltlichen Organisationen mir ihr Erschrecken darüber mitteilen, mit welcher Erbitterung bei uns manchmal gefochten wird. Darauf sollten wir hören.

Die EKHN ist zwar seit ihrer Gründungszeit bekannt als eine quirlige und streitbare Kirche. Das hat uns in der EKD und anderen Zusammenhängen nicht immer Anerkennung eingetragen, weil man dort nicht sieht, dass wir mit Leidenschaft streiten, weil wir eigentlich ganz versöhnt sein wollen.

Niemöllers Eintreten für Versöhnung mit der Sowjetunion hat ihm in Deutschland, aber auch in unserer Synode und Kirche bitterste Kritik eingetragen, die mehrheitlichen Beschlüsse gegen Wiederbewaffnung und der Kampf gegen die Atomwaffen, unser Bestehen auf den sozialen Folgen des Evangeliums und die politische Dimension des Glaubens – der Kampf um die Startbahn West, das Antirassismus-Programm haben uns bisweilen mit dem Stigma von Außenseitern versehen. Das ist bis heute irgendwie geblieben – aus Hannover sieht man auch heute noch immer mal wieder mit hochgezogenen Augenbrauen nach Darmstadt – und das ist gut so. Denn unsere Streitkultur ist – auch wenn sie manchmal schmerzt – doch Ausdruck eines weltoffenen Christseins, das eben auch Merkmal der hessen-nassauischen Frömmigkeit ist. Dabei sind wir Mitantreiber der Bewegung zur Stärkung der EKD, haben intensiv den Zusammenschluss zur UEK mitbetrieben und bleiben in der Solidarität mit den evangelischen Kirchen im Osten Deutschlands. Und das hat auch theologische Gründe. Wir sind zu Zeugnis und Dienst an der Welt verpflichtet. Denn die EKHN hat ihr Kirchesein immer so verstanden, dass Christus, der Herr der Kirche, uns mit dem Evangelium als Geschrei von der Barmherzigkeit Gottes in die Welt gesandt hat, deren Teil wir als einzelne und als Organisation sind. Wie das Evangelium ausgerichtet wird, das muss gut bedacht und organisiert werden, denn die Welt und wir mit ihr verwandeln uns in immer schnellerem Tempo. „Und unser Herr geht mit“ heißt es in einem Kirchenlied – Christus, auf dem alles ankommt, hat viele Gesichter - und Gott verwandelt sich mit uns, damit wir offen für seine Weltzugewandte Liebe sind und wir verstehen, was er mit uns vorhat.

Martin Niemöller, unser erster Kirchenpräsident, hat in seinem Grußwort an die Synode in Friedberg am 1. Oktober 1947 bleibend formuliert, worauf es uns auch heute ankommt: „Jesus Christus – das ist Gottes Gericht, unter das wir uns allesamt beugen wollen ... Jesus Christus – das ist Gottes Gnade, die uns halten und tragen will, wo alles Menschenwerk wankt und fällt. Jesus Christus – das ist Gottes Leben, das unter Tod und Trümmern in uns mächtig werden und etwas Neues schaffen will.“ Christus will Neues in und mit der EKHN schaffen. Lasst uns gemeinsam danach suchen und forschen, wie und was er von uns haben will in dieser immer komplizierter werdenden Welt.

Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, er ist Kern und Mitte unseres Glaubens, der unser Leben prüft und den wir als Gericht über unser Leben, als beglückende Gnade und als stärkende Lebensermutigung zu verkündigen haben. Der Glaube an Jesus Christus fordert von uns als Einzelne und als Kirche insgesamt, dass wir uns immer bei Bewusstsein halten sollen, dass lebendiger Glaube sich auf die Lebenswelten unserer Gesellschaft beziehen muss, um auftragsgemäß bei den Menschen zu sein. Die EKHN hat von Anfang an die Entwicklungen und Veränderungen der Gesellschaft reaktiv aber auch aktiv in ihre eigenen inhaltlichen und strukturellen Überlegungen einbezogen. Damit haben wir oft notwendige Veränderungen und Entwicklungen der Kirche schneller wahrgenommen und durchgesetzt als andere Kirchen in der Gemeinschaft der EKD. Weniges will ich in Erinnerung rufen. Viel mehr könnte erzählt werden. Schon 1952 hatten wir mit Karl Zeiß einen Sportpfarrer, der wusste, welche gesellschaftliche Macht und welche quasi-religiöse Lebensphilosophie der Sport werden würde, mit tiefen ökonomischen Verflechtungen. Aber schon Karl Zeiß wusste, dass man über den Sport das Evangelium zu Menschen aller sozialer Schichten und Lebensweltemilieus tragen kann. Aber der Sport ist nur ein Beispiel für gesellschaftliche Bewegungen, in die sich die EKHN geistesgegenwärtig hineinbegeben hat – und worauf wir stolz und dankbar sein können.

Unter dem Stichwort der Demokratisierung der Kirche nahm die EKHN die 68er Bewegung, die unser Land gänzlich verändert hat – und die sich manche Leute heute zum Sündenbock für alles Mögliche machen möchten - in sich auf – unter heftigem Widerstand Martin Niemöllers, der damals berufener Synodaler war. So wichtig ihm Demokratie als Organisationsform des freiheitlichen Rechtsstaates war, für die Kirche lehnte er aus bruderrätlicher Tradition demokratisch-parlamentarisches Gedankengut strikt ab. „Die Kirche ist keine Demokratie, weil sie nämlich einen Herrn hat“, hatte er der Herbstsynode 1968 in höchster Erregung zugerufen. Als sich abzeichnete, dass die Synode dennoch strukturelle Reformen beschließen würde, die eigentlich weniger eine „Demokratisierung“ waren als die Etablierung des uns heute selbstverständlichen Partizipationsprinzips, trat Niemöller mit folgenden Worten aus der Synode aus: „Ich wollte ein letztes Wort zu Ihnen sagen, denn ich verlasse jetzt die Synode. ... Ich hoffe, es gibt auch in dieser Synode noch einige Menschen, die beten! ... Entweder lernen Sie hier in Ihrer Amtszeit als Kirche miteinander zu funktionieren oder Sie machen in Demokratie, gleich Parlamentarismus und allem anderen! Lassen Sie das ja um Himmels willen nicht in unserer Kirche einreißen!“. Die Synode und die ganze Kirche war erschrocken, hat aber natürlich am Gedanken der Partizipation festgehalten, was auch in einer modernen Volkskirche unverzichtbar ist, denn eine bruderrätliche Kirchenorganisation ist nicht nur nirgends verwirklicht worden sondern war zwar das gute Instrument des Widerstandes, überforderte und lähmte aber die Menschen in „normalen Zeiten“. Gleichwohl lohnt es darüber nachzudenken, ob der Gedanke der Partizipation eine solche Ausweitung braucht, wie wir sie heute haben. Schon damals gab es sachlich die Forderung der Gegner der Demokratisierung, von der Diskussion über Strukturen zu den Inhalten zurückzukehren. Eine Alternative, von der ich nichts halte, sie Sie wissen. Es gibt keine Inhalte ohne Strukturen, solange wir Kirche in dieser Welt sind.

Nachdem diese Kämpfe gekämpft waren, wurden strukturelle Veränderungen vorgenommen, die vor allem die Bedeutung der Synode stärker herausstellten. Wir haben den Partizipationsgedanken – anders als viele Kirchen in der EKD – konsequent weiterentwickelt, indem wir gerade aus theologischen Gründen die Leitungsfunktionen unserer Kirche vom Kirchenvorstand bis zur Synode auch dem Ehrenamt übertragen haben. Über 60.000 Ehrenamtliche tragen die Arbeit der EKHN und ich möchte ihnen an dieser Stelle ausdrücklich danken. Ohne ihr Engagement und ihre Bereitschaft zur Verantwortung stünden wir schlecht da. Allerdings mehren sich in der letzten Zeit die Stimmen, die die Grenzen der ehrenamtlichen Belastung signalisieren. Kirchenleitung und Synode müssen sich intensiver Gedanken machen, wie wir Frustrationen durch Überforderung und Überlastung nicht nur vermeiden sondern gegebenenfalls abbauen. Wir haben eine Ehrenamtsakademie als Unterstützungsinstrument, die ihre Arbeit erfolgreich begonnen hat. Als erste Kirche in der EKD hatten wir ein Umweltpfarramt. Seit 1973 hat der kürzlich verstorbene Pfarrer Kurt Oeser weit über die Grenzen unserer Kirche, ja unseres Landes hinaus den Umweltschutz aus theologischen Gründen im öffentlichen Bewusstsein verankert. 1986 hatten wir das erste Friedenspfarramt. Und schon in den 70er und 80er Jahren hat die EKHN das praktiziert, was Frau Pohl-Pattalong fast 30 Jahre später „Kirche an verschiedenen Orten“ genannt hat. Die EKHN hat in den 70ern der unverzichtbaren und zentralen kirchlichen Arbeit in den Ortsgemeinden die ebenso unverzichtbare Arbeit in übergemeindlichen Funktionsstellen hilfreich an die Seite gestellt. In der Ausdifferenzierung des Pfarramts reagierte sie auf die Ausdifferenzierung unserer Lebenswelten in verschiedenen Milieus und Lebensorientierungen und Notlagen. Hier ist der Ort unsren Pfarrerinnen und Pfarrern für ihren dienst und ihr Engagement zu danken. Ich habe vor wenigen Tagen eine große Gruppe von Pfarrerinnen und Pfarrern, die vor 25 Jahren ordiniert wurden, zum Treffen mit Gottesdienst und Essen eingeladen. Alle haben gesagt, dass sie gerne ins der EKHN Dienst tun.

Unsere Kirche ist auch theologisch suchend, hoffend und findend unterwegs – die Bibel ist uns so wichtig, dass der Streit um die Bibel der 50er und 60er Jahre auch bei uns leidenschaftlich geführt wurde, und dass wir uns auch für die umstrittene Bibel in gerechter Sprache eingesetzt haben. Wir haben ein Bibelmuseum, das großartige Ausstellungen macht und viel besucht wird. Wir haben theologisch fünf Handlungsfelder bestimmt, die eine moderne Volkskirche ausmachen – und die uns fundamental von einer Freikirche unterscheiden, weil sie die Auslegung der Heiligen Schrift in allen Formen immer auf die Gesellschaft beziehen, deren Teil wir sind.

Dieses Bild der Handlungsfelder hat den Reformprozess der EKD (Impulspapier) tief beeinflusst, der nach seiner Präzisierung in Wittenberg vorangeht und an dem wir intensiv mitdenken und arbeiten. Unser Projekt 2025 liegt auf gleicher Linie, wenn auch mit anderen, EKHN-spezifischen Schwerpunkten, ist von der Kirchenkonferenz der EKD zur Information angefragt worden, und es fordert jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit, und zwar in doppelter Hinsicht. Einerseits gibt uns die Einsicht Luthers, dass ja nicht wir es sind, die die Kirche erhalten könnten, sondern der, der spricht: *Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt* – eine große Gelassenheit und ein großes Gottvertrauen im Blick auf unsere Zukunftsdebatte. Ohne dieses Vertrauen, dass Gott seine Kirche erhalten wird – vielleicht

sogar ganz anders als wir meinen – wird uns nichts gelingen, weder Veränderungen, noch die Konservierung dessen, was ist oder früher einmal war. Jedoch kann man am Beispiel Luthers selber sehen, dass es ein groteskes Missverständnis wäre, gar nichts zu tun. Ausgehend von diesem Gottvertrauen haben er und andere die neuen evangelischen Kirchentümer gegründet, um seinen theologischen Erkenntnissen Gestaltungen zu geben. So ist auch unsere EKHN von Anfang an eine strukturelle Gestalt des entscheidenden evangelischen Glaubensinhaltes, dass Gott selber für unser Heil in Christus gesagt hat und uns mit seiner Liebe umfängt, so dass wir selber zum Leben der Liebe ermutigt werden.

Auf Vieles könnte hingewiesen werden: auf unsere Industrie- und Sozialarbeit, auf die Erweiterung des Grundartikels 1991, auf das erste Hospital für palliative Medizin, auf das breite Spektrum der gesellschaftlichen Verantwortung, die uns immer wichtig war und ist, auf die Integration der Psychologie und Psychoanalyse in die theologische Seelsorge – aber auch auf bittere Austrittswellen in den 70er und 80er Jahren, auf eine bisweilen beängstigende innere Selbstsäkularisierung, auf Fehler auf allen Ebenen der Kirche, auf Schuld und Versäumnis. Gerade, wenn wir auch stolz sein dürfen, ohne uns zu rühmen, sollten wir uns bei Bewusstsein halten, dass Luther uns – gegen das römische Kirchenverständnis, in dem alle Glieder Sünder sind, die Kirche aber nie – eingeschärft hat, in der Kirche auch die große Sünderin zu sehen. Gerade diese Einsicht rückt das Gefühl der Dankbarkeit in den Vordergrund unserer Besinnung auf 60 Jahre EKHN. Wir sind dankbar, dass Gott uns nicht fallen gelassen, sondern uns bewahrt und beieinander gehalten hat. Wir sind es nicht, er allein. Im Hebräerbrief wird auch der Grund dieser tiefen Dankbarkeit für alle Bewahrung genannt, und damit will ich schließen: „Darum, weil wir ein unerschütterliches Reich empfangen, lasst uns dankbar sein und so Gott dienen mit Scheu und Furcht, wie es ihm gefällt; denn unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“ (Hebr.12,28f.).